

Stefan Spector

# Mit der Stasi ins Bett

Die kurze Karriere eines Romeos

**edition ost**

**Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.**

Bildnachweis

Privat: S. 13, 18, 33, 64, 70, 72, 75, 80, 82, 84, 90, 99, 129, 137, 155, 183, 185, 193, 197, 201; Robert Allertz: S. 8, 107, 125, 147, 167, 211; Archiv edition ost: S. 22, 30, 118; Ulrich Burchert: S. 28, 110

edition ost im Verlag Das Neue Berlin –  
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN Buch 978-3-360-01891-5

ISBN E-Book 978-3-360-51047-1

1. Auflage 2019

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Verlag, Peter Tiefmann

unter Verwendung eines Fotos von Stefan Spector

Druck und Bindung: buchdruckerei.de, Berlin

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)

# Inhalt

- 7 Kleines Vorwort des Autors
- 9 Großgeworden in Hamburg
- 16 Neugier auf die Welt
- 24 Erste Begegnung mit der DDR
- 36 Einzug ins Westberliner Tuntenhaus
- 42 Das »Besucherbüro« – mein Tor zur Welt
- 51 Jede Woche »Urlaub vom Westen« in der DDR
- 61 Kandidat auf der »Schwulen Liste«  
fürs Studentenparlament
- 69 Semesterferien: Duett und DT64
- 74 Mit dem Skoda nach Dresden
- 78 Das MfS in Wartestellung
- 87 Bei den »bösen Logeusen« in Lille

- 96 **France Inter, François Bon und Jürgen Walter  
zur 1500-Jahr-Feier**
- 103 **Anwerbung**
- 116 **Auftragsgemäß entsorgte ich meine  
rote Vergangenheit**
- 134 **Meine konspirativen Wohnungen**
- 143 **Agenten-Azubi und was ich später werden sollte**
- 151 **Finale DDR**
- 164 **Uwe und Hermann tauchen unter**
- 173 **Ich mache Karriere in der F. D. P.**
- 180 **Meinen F. D. P.-Kampfanzug finanzierte das MfS**
- 191 **Ich war der erste offen homosexuelle  
Bundestagskandidat einer bürgerlichen Partei**
- 205 **Die F. D. P. verstößt IM »Jérôme«, und Tamara Danz  
lässt sich umarmen**
- 209 **Nachwort von Wolfgang Schmidt**
- 223 **Danksagung**

## Kleines Vorwort des Autors

In seinem Buch »Lenin kam nur bis Lüdenscheid« beschreibt Richard David Precht autobiografisch, auf welchem menschenwürdigen Umwegen Leute rote Ansichten bekommen können, und wie sie sie später wieder ablegen. Dazu sollte es endlich eine Replik geben, dachte ich mir. »Jérôme« hatte zwar einen anderen Werdegang als Precht, aber auch eine Menge mit ihm gemeinsam. Nur hatte ich wesentlich andere Schlüsse aus der gleichen Gegenwart gezogen. Während Precht sich gegen Ende der DDR gerne von der absichtsvoll verbreiteten Parole einlullen ließ, dass mehr Liberalismus zum Guten führen werde, tat ich zumindest alles, was ich konnte, um den absehbaren Entwicklungen etwas entgegenzusetzen, solange es ging ...

Ich mische mich ungern in Diskussionen über das Ende der DDR ein, das überlasse ich lieber Experten. Aber ich habe ein sehr deutliches Gespür dafür, wie die normalen Leute getäuscht wurden. Viele erwarteten 1989/90 Veränderungen, was die eigenen Lebensumstände angeht, aber für sehr viele endete es mit dem Gegenteil des Erhofften und mit dem Trugbild einer »Mutter Courage« alias Regine Hildebrandt, die ihnen immer wieder versicherte, dass das »doch nun wirklich nicht sein kann« – was dann aber trotzdem passierte.



Ich habe nach Jahrzehnten nicht mehr jedes Detail im Kopf, bekomme aber eine Menge zusammen und entschuldige mich für eventuelle Ungenauigkeiten. Ich zeichne anstelle einer Dokumentation lieber ein buntes Bild der Welt, wie ich sie erlebt habe. Fangen wir am besten im Hamburg der siebziger Jahre an, dann geht es über Westberlin und Berlin bis nach Bulgarien, Frankreich und Bayern ...

*Stefan »Jérôme« Spector,  
Augsburg, Sommer 2019*

# Großgeworden in Hamburg

Als ich 1964 in Hamburg geboren wurde, deutete wenig darauf hin, dass ich es einmal mit der DDR, mit der F.D.P. und deren Ministern zu tun haben würde. Mit jeweils drei Fernseh- und Radioprogrammen lebte es sich wie überall in der BRD. Kindergarten, Schule – wenig Außergewöhnliches. Die muffige Adenauer-Zeit ging ihrem Ende entgegen, Willy Brandt verhieß »Mehr Demokratie wagen«, und sogar meine spätere Art zu leben wurde nicht mehr per § 175 mit bis zu fünf Jahren Zuchthaus bestraft. Jahrzehntlang waren »Gastarbeiter« gemäß Verträgen mit ihren Herkunftsländern zu Untertarif und ohne Sozialversicherung beschäftigt – auch das sollte sich langsam ändern. Man konnte allerdings deutlich spüren, dass der Geist der sich ändernden Zeit sich nur langsam und mühsam in der Gesellschaft durchsetzte. Die BILD-Zeitung hetzte regelmäßig gegen streikende Arbeiter, die »Frauenzeitschriften« berichteten lieber über Farah Diba und Jackie Onassis.

Ich wuchs auf in Hamburg-Hamm, vor dem Zweiten Weltkrieg eine Mischung aus lieblichen Villen und Gründerzeit-Mietskasernen, nach dem Krieg ein Meer von Ruinen, später ein Arrangement von Zeilenhäusern aus rotem Backstein. An den meisten dieser roten Backstein-Häuser waren, solange ich denken kann, etwa

schallplattengroße Plaketten aus rotem Ton angebracht: »1943 zerstört – 1958 aufgebaut.« Die Jahreszahlen variierten. »Heimat« sieht anders aus. Es wäre wohl eine gute Idee gewesen, nicht von 1939 bis 1945 halb Europa niederzumähen und deutsche Panzer bis in die Sahara und nach Stalingrad fahren zu lassen. Unsere Oma fragte dazu immer bloß: »Was hatten die da zu suchen?« Immerhin waren in unserer Familie alle relativ unbeschadet durch den Krieg gekommen, allen voran mein Opa als Koch in der Offiziersküche.

Meine Mutter und ihre Schwester gehörten zur ersten Familien-Generation, die in Hamburg geboren worden war. Ihre Eltern stammten aus unterschiedlichen Gegenden des Hamburg umgebenden Preußen, hatten aber Vorfahren in Frankreich und Dänemark, in Aschersleben und Ostpreußen. Typisch für die »industrielle Revolution«. Auf den Geburtsurkunden der Kinder standen selten die Berufe der Eltern, von denen später erzählt wurde; nur wenige Kinder seien ehelich gewesen, hieß es. Eine Tante starb 1953 bei einem illegalen Schwangerschaftsabbruch.

Wir Kindergartenkinder in Hamm lebten alle in »Eielfternfamilien« – damals gab es dafür weniger schöne Ausdrücke. Eine geschiedene Frau und eine ledige Mutter wie die meine teilten sich damals die unterste Kategorie sozialen Ansehens. Die Bilderbücher im Kindergarten gaukelten uns hingegen eine völlig andere »Realität« vor: Vater, Mutter, Kinder.

»Das ist doch alles bloß Gelüge!« ... »Das gibt das doch in Echt gar nicht!« ... »Wo gibt das denn Familien, wo ein Vater mit wohnt?!« Solche Satzketten, die ich als Dreijähriger vernahm, brannten sich mir tief ins Gehirn. Nur ein einziger Junge im Kindergarten konnte einen



Vater vorweisen, mit dem er zusammen wohnte – und der war Witwer. Es dauerte nicht lange, bis dieser eine Kindergärtnerin heiratete, und Fred verließ uns. Die Kindergärtnerin verschwand kurz danach.

Merke: Wenn Kinder schon so früh den Eindruck haben, belogen zu werden, kann es passieren, dass manche von ihnen später einen ausgeprägten Revoluzzer-Instinkt entwickeln. Dazu gehört insbesondere die Angewohnheit, jegliche Vorspiegelung von »Wirklichkeiten« zu hinterfragen und eigene Schlüsse zu ziehen.

Fun Fact: Es hat schon eine besondere Pointe, wenn man erst Ende der neunziger Jahre aus dem Internet erfährt, dass man einen Familiennamen trägt, der weltweit unschwer als jüdischer Name identifiziert wird. Unsere Familie Spector hatte sich wohl mal bei einem Umzug nach Ostpreußen in die Papiere »evangelisch« eintragen lassen. Zumindest erklärt das auch die putzige Familiengeschichte, warum die holsteinischen Mitglieder unsere Familie bei einer Hochzeit in den späten zwanziger Jahren auf St. Pauli alle Kirchenlieder aus voller Kehle mitsangen, die Spectors hingegen schweigend aus der Wäsche und auf die Erde gekuckt haben.

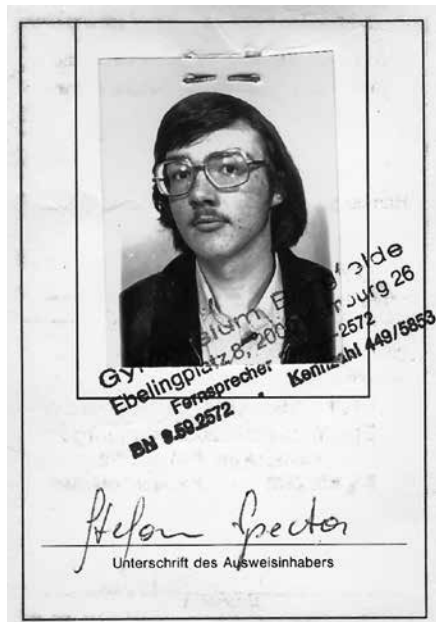
Qualifizierten solche Erfahrungen fürs MfS? Eigentlich nicht – könnte man im ersten Moment denken. Eine banale Lügengeschichte kannte fast jeder. Wie die Story von irgendeiner Nachbarin, deren Sohn dem Postboten wie aus dem Gesicht geschnitten war. Es sollten sich später allerdings in unserer Familie noch andere Lügengeschichten auftürmen, die wohl ein ganzes Buch wert wären. Selten wussten Kinder genau, wer ihr Vater war, und einmal wurde es richtig absurd, als ein Cousin meiner Mutter auf dem Holzweg war, was den Familiennamen seiner Verlobten anging: Dabei wollte er sie nur im Krankenhaus besuchen, als sie »Blinddarm hatte«.

Sie wollte ganz bieder »heile Welt« spielen und hatte sich unter dem Namen des Mannes vorgestellt, der mit ihrer Mutter zusammenlebte – die ihn aber wegen ihrer Kriegerwitwenrente, die sonst weggefallen wäre, nicht ehelichte. Naja, wilde Ehen waren immerhin erlaubt, wenn es um solche Renten ging.

Wer in der verlogenen Welt der sechziger und siebziger Jahre aufwuchs, dem wuchsen auch Zweifel, ob die Welt wirklich so war, wie einem erzählt wurde. Man spürt es in verschiedenen Situationen, dass man in einem Lügengeflecht lebte. Wenn man langsam immer weiter an Sachen herangeführt wird, die einem vorher absurd schienen. Mein Großvater zum Beispiel berichtete zunehmend Details von seiner »großen Liebe« namens Gottlieb, der aus der Gegend von Karlsruhe kam. Sie hatten sich 1939 bei der Wehrmacht kennengelernt und 1962 ihr letztes gemeinsames Wochenende in einem Gasthof verbracht. Oma saß dabei, als mir Opa beim Kartoffelschälen dies erzählte ... 23 Jahre haben sie sich immer wieder getroffen, die Ehefrauen haben sich nie kennengelernt.

Gelogen wurde im Privaten wie im Gesellschaftlichen. Irgendwann durchschaute ich dies. Nein, die Spanier waren nicht arm, weil sie faul waren, sondern weil der Franco-Faschismus ihr Land so sehr hatte verarmen lassen. Auch die Italiener im Mezzogiorno waren nicht faul: Sie wurden von der Mafia ausgenommen und freuten sich, im fernen Deutschland als »Gastarbeiter« ihren kargen Lohn behalten zu dürfen. Und wer sich bequemte, mal in die DDR zu fahren, entdeckte dort Unerhörtes, was von dem Bild abwich, das hier von ihr verbreitet wurde. Wie eben unser profanes Leben in Hamburg sich erheblich von jenem »Leben« unterschied, wie es im Fernsehen gezeigt wurde.

Schülersausweis  
des Gymnasiums  
in Borgfelde, 1980



Ich bin in Hamburg in einer ausgesprochen weißen und deutschen Welt großgeworden. Zwar lebten schon damals viele ausländische Einwohner unter uns, aber die Stadt war in vielerlei Hinsicht geteilt. Hamburg-Hamm, zum Beispiel, war nach dem Krieg neu aufgebaut worden. Die Zeilenhäuser aus rotem Backstein besaßen Kachelöfen, alle Badezimmer waren mit elektrischen Boilern ausgestattet. Die Wohnungen der Schulfreunde sahen aus wie die unsrige. Als ich 1970 eingeschult wurde, gab es eine einzige ausländische Mitschülerin. Reiko kam aus dem japanischen Yokohama, sprach kein Wort Deutsch, wie ihre Mutter, aber ihr Vater hatte wohl einen guten Job bei einer internationalen Firma und verständigte sich englisch. Nach ein, zwei Jahren verließ uns Reiko gleichsam über Nacht. Sie war weg,

ohne Abschiedsfeier. Ihr Vater hatte vermutlich einen neuen Job in einer anderen Stadt in einem anderen Land zugewiesen bekommen.

Türken? Griechen? Italiener? Die traf man allenfalls am Hauptbahnhof und in der Innenstadt, insbesondere zum Winter- und zum Sommerschlussverkauf, aber nicht in Hamburg-Hamm. Mir erschien das schon ziemlich früh als eine Art Apartheid: Wir weißen Deutschen wohnten in den einfachen, aber netten Häusern, und die »Ausländer«, langsam und allmählich aus ihren Wohnheimen in die normale Welt entlassen, fanden ihr Zuhause in damals verkommenen Stadtteilen wie St. Georg, St. Pauli, im Schanzenviertel oder in Altona.

In meiner Abiturklasse hatten wir einen Türken und eine Griechin. Mein türkischer Schulkamerad erzählte manchmal, dass seine Familie wegen extremer Armut nach Deutschland gekommen sei, im Dorf, in dem sie damals lebten, waren einige Kinder an Unterernährung gestorben. Mit zehn Jahren wurde er zum Übersetzer für seine Eltern. Deutschkurse für ausländische Mitbürger? Die gängige Antwort auf diese Frage lautete noch in den späten achtziger Jahren: »Die sind hier, um zu arbeiten, und nicht, um Deutsch zu lernen.« Für mich als Lehramtsstudenten war das damals unbegreiflich bis absurd, aber völlig »normal«.

Die Griechin hatte eine bewegte Geschichte. Ihre Familie gehörte zu den sogenannten Bürgerkriegsflüchtlingen. Der Krieg hatte bereits während der deutschen Besetzung begonnen. Die linke Volksbefreiungsbewegung ELAS und die konservativ-monarchistische EDES kämpften zunächst gegen die Okkupanten und dann gegeneinander. Die ELAS wollte eine Republik, die antikommunistische EDES eine Monarchie. In dieser schließlich bewaffneten Auseinandersetzung wurden die

reaktionären Kräfte vom Westen massiv unterstützt, um eine Ausdehnung des »sowjetischen Einflussbereichs« zu verhindern. Das gehörte zur Nachkriegsstrategie der Amerikaner, und die hieß *containment*. Zehntausende Griechen flohen nach Ungarn, Polen und in die Tschechoslowakei. Die sowjetisch besetzte Zone, aus der 1949 die DDR wurde, nahm 1300 griechische Kinder auf. Darunter auch den Vater meiner Schulkameradin. Sie war darum in Leipzig aufgewachsen und hatte Verwandte in Rumänien und in der DDR. Sie erzählte gern von ihren Sommerferien, die sie bei der Familie in Rumänien verbracht hatte. Und zögerlich, mit einer gewissen Vorsicht, berichtete sie auch über ihr Leben in der DDR. Irgendwie ließ sich der Vater von der westlichen Propaganda besabbeln und zog in den frühen Siebzigern nach Hamburg. Von Stund an war er allerdings nicht mehr gleichberechtigter Mitbürger, sondern gehörte qua Name und Herkunft zu den allenfalls Gelittenen. Er versuchte sein Glück als Fabrikarbeiter und sorgte dafür, dass seine Tochter 1982 Abitur machte.

Die Griechin und der Türke waren, wie schon erwähnt, die beiden einzigen Ausländer unter den knapp 80 Abiturienten meines Jahrgangs.

# Meine konspirativen Wohnungen

Ich bedauerte, dass ich meine beiden Freunde vom MfS nie an diesen Freuden teilhaben lassen durfte. Ob es meiner Agentenkarriere geschadet hätte, bleibt eine hypothetische Frage. Aber wir wollten nicht das Schicksal herausfordern. Versucht hab ich's, aber ohne Erfolg. Wir trafen uns nur in konspirativen Wohnungen.

Das waren in der Regel bewohnte Quartiere, die von den Mietern zeitweise für solche Begegnungen dem MfS freiwillig überlassen wurden. Diese Mitnutzung erfolgte unauffällig, nicht einmal Nachbarn sollten davon etwas merken. In den großen Neubaublöcken war das leichter möglich als in den weniger anonymen alten Mietshäusern, in denen es immer langjährige Mieter gab, die jeden Fremden bemerkten, der das Haus betrat oder verließ. Es gab natürlich auch konspirative Wohnungen, die ausschließlich für solche Treffen genutzt wurden. Dafür wurden Legenden verbreitet wie jene, dass der Mieter beruflich viel unterwegs oder auf Montage sei, manchmal auch für längere Zeit im Ausland zu tun habe.

Unsere KW in der Hellersdorfer wurde im Berliner Telefonbuch unter dem Namen geführt, der am Briefkasten und an der Klingel stand. Und jetzt die Pointe:

Dieser Name fand sich auch noch im 1998er Telefonbuch unter der mir bekannten Adresse. Vielleicht gab es den Mieter ja tatsächlich. Gesehen habe ich ihn jedoch nie.

Die KW war eine geräumige Dreiraumwohnung mit Küche und Balkon im 8. oder 10. Stock eines markanten Hochhauses. Das verabredete Zeichen: Ich sollte nur klingeln, wenn die Balkontür geöffnet war. Den Balkon selbst habe ich aus Gründen der Konspiration allerdings nie betreten.

Die Wohnung war mäßig modern eingerichtet. Im Flur hingen an der Garderobe deutlich mehr Jacken, als Uwe, Hermann, die Köchin und ich trugen. Die Küche war groß und hell mit einem Küchentisch, Stühlen und Bücherregal – aber mehr als einen Blick vom Flur aus hab ich nie reingeworfen. Manchmal war die Tür auch angelehnt: Naja, nicht jeder lässt sich gern beim Kochen zukucken. Das Küchenradio dudelte meist meinen geliebten *Berliner Rundfunk*, das Nachmittagsprogramm und seine Sprecher kannte ich gut. Und ich war ein bekennender Fan des DDR-Schlagers, der trotz aller Seichtigkeit oft ein bisschen mehr Realitätsbezug aufwies, als die auch vom *Berliner Rundfunk* gespielten internationalen Hits. Später las ich übrigens in Protokollen vom 14. LDPD-Parteitag 1987, dass sich sogar ein DDR-Promi wie die Sängerin Dagmar Frederic (die ich immer sehr mochte) auf dem Parteitag darüber beschwert hatte, dass in Zeitschriften der DDR internationale Top-Stars, die mal im Fernsehen zwei mäßige Liedchen live sangen, lang und breit Erwähnung fanden, während in derselben Sendung auftretende DDR-Künstler in der gleichen Zeitschrift nur kurz genannt wurden. Sie sprach mir aus der Seele. Mit so einer klugen Künstlerin in einer Partei zu enden – das hätte mir Spaß gemacht. Wobei für meinen Geschmack – nur so unter uns – Gaby Rückert immer

die nettesten kleinen Liedchen zum Berliner Alltag sang: von »Seitenflügel Hinterhof« bis »Hochzeit machen«.

Es gab außerdem noch ein Schlafzimmer mit einem Doppelbett, die Tür stand meist offen – sonderlich bewohnt sah das aber alles nicht aus. Auch das Badezimmer machte nicht den Eindruck, als wenn es dauerhaft und ständig benutzt würde, offen lag nur ein Stück Seife rum, und es gab auch nur ein Handtuch. Wobei das Handtuch immer mal eine andere Farbe hatte, frisch gewaschen erschien und, im Gegensatz zu denen in der Herberge von Marie in Charroux, keine Löcher aufwies.

Das Herzstück der KW, das Wohnzimmer, war auch nur mäßig möbliert – Couchgarnitur, zwei Sessel, Couchtisch, Schrankwand, eine orangefarbene Stehlampe, geschmackvoll passend zu den orangenen Vorhängen und dem nichtssagenden Teppichboden. In der Schrankwand ein Bücherregal, das eine bunt gemischte Buchauswahl beherbergte, wie man sie aus Möbelhäusern kennt. Zwei nichtssagende Bilder mit Landschafts-Szenen hingen so unauffällig in ihren dünnen braunen Holzrahmen an der Wand, dass ich mir nicht gemerkt habe, was darauf zu sehen war.

Die Wohnung schien völlig geschmacksneutral eingerichtet, damit sie einerseits leidlich bewohnt aussah (auch für den Fall, dass vielleicht mal Handwerker rein mussten), und um einen gewissen Eindruck von privater Atmosphäre zu erzeugen. Andererseits gab es aber nichts, was von der eigentlichen Arbeit ablenkte. Denn es ging ja nicht darum, es sich gemütlich zu machen. Nie spielte ein Radio (das war immer das Privileg des Küchenpersonals), und ich habe auch nie herausgefunden, ob der herumstehende Fernseher tatsächlich funktionierte. Sogar das Essen war für mich so unspektakulär, dass es kaum von der eigentlichen Arbeit – dem





Hellersdorfer Straße 75 bzw. Teterower Ring 43–45

Kommunizieren – ablenkte. Wenn ich aus dem Fahrstuhl stieg, musste ich eigentlich nur meiner Nase folgen, um auf den richtigen Klingelknopf zu drücken. Schnell lernte ich, dass ich vor den vertrauten Runden am frühen Nachmittag besser nichts aß, denn es gab immer einen leckeren Teller Essen mit Salat, danach ein Dessert mit Kaffee, dazu kalte Getränke. Sogar auf meine Vorliebe für Club-Cola wurde Bezug genommen.

Die Tür des dritten Zimmers blieb verschlossen – ich bin sicher, dass dort Uwe und Hermann ihr Arbeitszimmer hatten, eventuell mit Kommunikations-Hardware. Wenn ich's mir recht überlege: Die MfS-Profis schrieben wohl ihre Treffberichte unmittelbar nach der Begegnung und redigierten sie einen Tag später im Büro.

Die Wohnung in der Hellersdorfer Straße war also erkennbar eine des Typs »unbewohnte KW«. Erst später

lernte ich in der Senziger Straße den Typus »bewohnte KW, geführt von alten Genossen« kennen.

Während der verflissenen zwölf Monate hatte ich mich mit den *Sitzungsprotokollen der Jakobiner-Gesellschaft von Charroux d'Allier* beschäftigt. Das passte zum bevorstehenden 200. Jahrestag der Französischen Revolution 1989 – ein Thema, zu dem ich ja schon in Lille gearbeitet hatte. Gemeinsam in einer kleinen Gruppe von Studentinnen und Studenten transkribierten wir große handschriftlich ausgeführte Protokollbände, jede/r ein paar Seiten, die auf DIN A3 fotokopiert waren. Die verschiedenen Handschriften der Epoche erschlossen sich mir wie den meisten erst peu à peu, zu Anfang war es tatsächlich ein bisschen wie Rätselraten: Ich habe nie wieder so viel über Handschriften erfahren und ihre Entzifferung gelernt wie bei dieser Aufgabe. Das half mir später sehr als Referendar, wenn ich verpflichtet war, Handschriften von meinen Schülern und Schülerinnen zu entziffern.

Der Höhepunkt dieser Arbeit war die Teilnahme an einem Kolloquium in Charroux, wohin wir mit zwei TU-Bussen reisten, um unsere Arbeiten vorzustellen. Und ja, nun lagen die Sitzungsprotokolle der Jakobiner-Gesellschaft sogar gedruckt vor. Mich interessierte neben der Geschichte des Städtchens besonders der gesellschaftliche Umbruch in der kleinen Stadt und der Umgang mit den Armen – denn offensichtlich nahmen die »kleinen Leute« nicht an den Sitzungen der Jakobiner-Gesellschaft teil. Es waren Zusammenkünfte der neuen herrschenden Klasse, der Unternehmer und Politiker. Der alte Adel war draußen, entmachtet, gestürzt.

Mein Interesse rührte sicherlich auch daher, dass ich bereits einmal über das England des 19. Jahrhunderts gearbeitet hatte.

Uwe und Hermann hörten nicht nur monatelang gespannt meinen Erkenntnissen zu, sondern bereicherten mit ihren Beiträgen, Fragen und Anmerkungen auch meine Analysen.

Die beiden faszinierte, was man alles aus authentischer Lokalgeschichte erfahren konnte. Wobei sie nicht immer darauf vorbereitet waren. Der »Alltag im Westen« – der vor 200 Jahren oder der aktuelle – war ihnen fremd. Was sich mir später dadurch erklärte, dass sie von der Hauptabteilung XX waren. Die beschäftigte sich überwiegend mit einheimischen Quellen. Woraus sich natürlich die Frage ergibt: Wieso beschäftigten sie sich dann ausgerechnet mit mir, warum hatte mich keiner von der XV oder von der Aufklärung angeworben?

Und nebenbei merkte ich, dass die westliche Propaganda selbst bei ihnen Wirkung erzielte. Bei bestimmten Gelegenheiten spürte ich, dass sie unbewusst davon ausgingen, ich sei »was Besseres« gewohnt. Wie eben angeblich alle Wessis. Dass ich praktisch autofrei großgeworden bin und statt einem Führerschein eine Monatskarte hatte, hielt sie nicht einmal davon ab, über Trabant-Fahrer herzuziehen. Als führe ich im Westen einen dicken Mercedes.

Auch bei einem anderen Thema merkte ich fix, dass Uwe und Hermann die Fernseh-Reklame für bare Münze nahmen. Den beiden war anscheinend überhaupt nicht bewusst, dass angesichts der ständigen Lügen, Übertreibungen und Schaumschlagereien Skepsis in jedem Falle angebracht war.

Das alles ergab immer wieder spannenden Diskussionsstoff, denn ich parfümierte meine beiden Freunde nicht mit dem »Duft der großen, weiten Welt« oder irgendeiner aus der Reklame bekannten Cowboy- oder Lagerfeuerromantik, sondern mit KARO aus dem VEB

Vereinigte Zigarettenfabriken Dresden. Nur wenn ich gerade aus Frankreich kam und noch Restbestände hatte, fanden sie, dass Gauloises doch viel strenger rochen als KARO.

Oh, es gab eine Menge Kleinigkeiten aus dem berühmten »Alltag im Westen« im Bild, das die beiden hatten, die ich erfolgreich korrigieren musste und konnte.

Gelegentlich habe ich mich aber auch gefragt, ob ihre bei manchen Themen durchscheinende negative Haltung zu bestimmten Gegebenheiten in der DDR antrainiert war, um besser mit »kritischen« Einheimischen kommunizieren zu können, oder ob das wirklich ihrer Überzeugung entsprach. Ich vermute mal, dass die Profis von der Aufklärung einen anderen Blick auf die Realität im Westen und auf die in der DDR hatten. Kritischer, aber eben auch realistischer. Die konnten, scheint mir, mit allem besser umgehen, selbst mit Leuten wie unserem verrückten Peter aus Westberlin, der einen Hundehaufen unterm Baum im Prenzlauer Berg viel schöner fand als einen im kapitalistischen Kreuzberg. Mit Verlaub: Scheiße war Scheiße, egal unter welcher Fahne.

Man soll nicht annehmen, dass DDR-Bürger ihre Reiselust nicht bedienen konnten. Mindestens ein Teil der Welt stand ihnen offen. Rainer und sein Prager Freund Milan besuchten sich ständig gegenseitig in den schwulen Metropolen der sozialistischen Welt, Moni hatte in der Sowjetunion studiert, Siegmur bereiste die Weltgeschichte, soweit die Sonderangebote seiner »Reisetante« reichten. Rainer erzählte manchmal schmunzelnd davon, dass er mit dem Rostocker Uni-Chor in einer baltischen Sowjetrepublik einmal vor dem etwas angetühten Leonid Breschnew gesungen hatte. Der Staats- und Parteichef bedankte sich später mit seiner

wenig dezenten Wodka-Fahne bei den Chorsängern. Das Highlight unserer Marzahner Spaghetti-Bolognese-Gespräche war unter anderem Rainers Reise mit dem Trabant nach Bulgarien. Er berichtete detailliert über alle Abenteuer, die er mit Udo, Moni und deren Sohn Alexander auf dem Balkan erlebt hatte.

Lediglich Stephan enttäuschte mich diesbezüglich ein wenig. Nach seinem Einser-Abitur in Neubrandenburg war sein Konto prall gefüllt, und abenteuerlustig, wie er war, wurde er im Reisebüro vorstellig. Die freundliche Dame bot ihm zwei Wochen Mittelasien mit Kamelreiten und allem Drum und Dran an. Er winkte irritiert ab, ich weiß bis heute nicht, warum. Ich hätte mich sehr über Reiseberichte und Fotos aus der mittelasiatischen Sowjetunion gefreut – die ich als Wessi mir nicht hätte leisten können.

Ich fand die Berichte meiner Marzahner über ihre Fahrt nach Bulgarien sehr anregend und unterhaltsam, das weckte meine Neugier, auch einmal mit dem Auto durch die sozialistischen Lande zu fahren. Das hatten sie bemerkt. Ende 1988 machten sie mir ein sehr verlockendes Angebot. Rainer und Udo wollten eine Usedom- und Polen-Reise mit noch einem Freund machen und fragten, ob ich auch Lust dazu hätte. Mein übergroßes Handicap: Ich besaß keinen DDR-Personalausweis. Mit dem konnte man nämlich an der Ostsee Urlaub machen und fast jeden Tag nach Polen rüberfahren, so man sich vorher die nötigen Papiere besorgt hatte. Das haben die drei dann auch so gemacht, sie waren in Swinemünde und Stettin und berichteten mir von den Wundern der polnischen Küche und aus interessanten Städten und Dörfern. Die Mark der DDR klingelte recht gut auf der anderen Seite der Oder-Neiße-Friedensgrenze, und sie fuhren fast jeden Tag zum Essen nach Polen. Mit einem

blauen DDR-Personalausweis ging das prima, für mich hätte so ein Hin-und-her-Reisen hingegen ein unüberschaubares Chaos an Visa bedeutet, die ich gebraucht hätte – denn die immer wieder nötigen Papiere für die Ein- und Ausreise in die und aus der DDR hätten alleine schon einen halben Aktenordner an Papieren gefüllt. Ich fand es ausgesprochen schade, dass ich deswegen nicht mitfahren konnte. Später betrachtete ich ein bisschen wehmütig die Fotos und hörte mir die spannenden Reiseberichte an.

Natürlich wusste ich, dass ich Uwe und Hermann gar nicht erst zu fragen brauchte. Sie hätten mir zwar im Prinzip völlig problemlos die passenden Unterlagen besorgen können, und niemals in 40 Jahren DDR-Geschichte hätte es jemanden gegeben, der mit größerem Stolz seinen nigelnagelneuen blauen DDR-Personalausweis überall an den Grenzen immer wieder vorgezeigt hätte, aber das ging für eine private Vergnügungsreise mit Freunden nicht.

So bleiben mir nur Erinnerungen an ein verpasstes Urlaubsabenteuer.